

Nr. 59. **Bromberg, den 13. März** **1937**

Der Ruf der Heimat

Roman von Artur Brausewetter

(20. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

„Allmählich wird sie soweit kommen, ihre häusliche Tätigkeit aufzunehmen. Aber erst, wenn sie selbst Lust und Neigung dazu zeigt. Zu ihrer Entspannung kann sie dann einmal ins Theater oder Konzert fahren, auch Menschen um sich sehen und eine kleine Geselligkeit pflegen. Doch das sind spätere Sorgen. Vorläufig müssen wir sie erst gesund bekommen und ihre Kräfte wiederherstellen, die arg mitgenommen sind."

„Und in ein Bad . . .?"

„Gewiß kann sie nach einiger Zeit auch reisen. In eine schöne luftreiche Gegend, in die Berge, vielleicht, solange das Wetter warm bleibt, auch an die See."

Als hätte jemand eine Last von ihm genommen, die Monate, Jahre lang drückend auf seinem Herzen gelegen, so war Friedrich Vandekamp in diesem Augenblick zumute.

Dann aber kam wieder der Zweifel über ihn: der Professor nähme es am Ende nicht schwer genug.

„Doch nun ein anderes", fuhr dieser in seiner gemessenen Sprechweise fort. „Ihre Frau Gemahlin hat es mir zur Pflicht gemacht, hat mir auch gesagt, daß Sie es ihr bereits versprochen hätten, sich ebenfalls von mir untersuchen zu lassen."

„Gewiß", erwiderte Friedrich Vandekamp mit frohem Lächeln. „Das habe ich getan. Und wenn sie darauf besteht, so unnötig es ist, und so sehr ich bedaure, Ihre Zeit, die Sie gewiß zu Besserem brauchen können, durch eine so völlig überflüssige Sache in Anspruch nehmen zu müssen."

Ein schneller, eigentümlich zufassender Blick gleitet aus dicken Brillengläsern über ihn hinweg, tastet über seinen Körper, als sähe er ihn in seiner völligen Nacktheit, dringt in sein Inneres, als suchte er seine Seele.

„Ich möchte auf jeden Fall den Wunsch Ihrer Gattin erfüllen", sagte eine Stimme, in der etwas Unabweisbares ist. „Aber nicht hier; vielleicht führen Sie mich in Ihr Schlafzimmer."

Professor Hermenau hat seine Untersuchung beendet. Auch sie ist sehr gründlich und genau gewesen, hat ebenso lange gewährt, vielleicht noch länger, als die oben in Frau Dörthes Krankenstube.

Friedrich Vandekamp hatte es achtlos über sich ergehen lassen, nur an seine Frau gedacht, daß er sie nicht verlieren, sondern bald wieder gesund unten um sich haben würde. Und immer noch schwebt das stille glückerfüllte Lächeln über seinem gutmütigen Mund.

Jetzt kleidet er sich an. Professor Hermenau steht drüben am Fenster, sieht hinaus auf den im Juligold sommerlich sich sonnenden Garten. Jetzt nimmt er einen Block hervor, schreibt einiges auf, spricht kein Wort.

„Eine überflüssige Arbeit . . . habe ich zuviel gesagt?" fragt schließlich Friedrich Vandekamp.

Professor Hermenau murmelt etwas vor sich hin, das Zustimmung heißen kann . . . vielleicht auch etwas anderes.

Friedrich Vandekamp beachtet ihn nicht. Nun ist er fertig.

Auch der Professor hat seine Notizen beendet.

„Ich bitte Sie, mich jetzt zu Ihrer Tochter zu geleiten", sagt er, „ich möchte die nötigen Verhaltungsmaßregeln für Ihre Gattin, auch einige für Sie selbst geben."

Sie stehen vor Inas Zimmer. Friedrich Vandekamp läßt dem Professor den Vortritt, folgt dann selber.

„Ich möchte Ihre Tochter allein sprechen."

Friedrich Vandekamp ist es recht so. Er hat noch ein notwendiges Gespräch mit seinem Kontor zu erledigen, wird dann endlich zu einer Frau können.

Auf Inas Fensterplatz sitzt Professor Hermenau. In dem zierlich geschnitzten Rokokosessel mit der dünnen vergoldeten Holzlehne macht sich seine stark gedrungene Gestalt ein wenig wunderbar. Man hat die Furcht, daß der zerbrechliche Stuhl unter ihm zusammenbrechen könnte.

Er selber scheint an derartiges nicht zu denken. Die ernsten tiefblickenden Augen hinter den dicken Brillengläsern scheinen nichts zu sehen, ganz in sich hinein sind sie gerichtet, als müßte er mit irgend etwas fertig werden, das ihn beschäftigt und über das er Klarheit sucht.

Ina steht, leicht an einen Glasschrank mit altem Glas und Porzellanzierat gelehnt, ihm gegenüber, läßt den ruhigen Blick bald durch das Zimmer schweifen, bald mit fragendem Ausdruck auf ihm ruhen.

„Über den Befund, der sich aus der Untersuchung Ihrer Mutter ergab", beginnt Professor Hermenau in etwas geschraubter Sprechweise, „habe ich Ihrem Herrn Vater Bericht erstattet. Ihr Leiden ist wohl ernst, aber nicht so bedenklich, wie Ihr Herr Vater es ansieht. Eine gesunde und der bisher falschen entgegengesetzte Behandlungsweise, über die ich mich später mit ihnen auseinandersetzen möchte, wird es lindern, vielleicht einmal ganz aus der Welt schaffen."

Ina zeigt kein Erstaunen, sie empfindet es höchstens mit Genugtuung, daß die Worte des berühmten Arztes bestätigen, was sie manches Mal ahnend gefühlt, unter dem Eindruck der Krankheit aber, der wie ein Alp auf dem ganzen Hause lag, nie gewagt hat, irgend jemand zu offenbaren.

Der Professor sitzt in unveränderter Haltung. Manchmal ist es Ina, als wolle er ihr noch etwas sagen . . . etwas Wichtiges, Wesentliches.

„Aber Ihr Vater ist krank . . . hoffnungslos krank."

Langsam hat es sich von den zaudernden Lippen gerungen . . . hart und schwer wie drei Keulenschläge sind die Worte auf die arme Ina niedergegangen.

Sie hebt die Hand zur Stirn, als wollte sie den wirren Kopf halten, ist lautlos still . . . eine ganze Weile. Dann aber ist ihr zumute, als müßte sie aufschreien, aus der tiefsten Not ihres Herzens heraus. Aber nein . . . solch eine Äußerung des Schmerzes liegt nicht in ihrer Art, die stumm und verschlossen bleibt, gerade im Leid. Einem Fremden gegenüber, und wäre es auch der mitfühlende Arzt, darf sie ihre Erregung nicht zeigen.

„Das ist unmöglich", preßt es sich endlich aus ihr heraus . . . „ganz unmöglich."

Professor Hermenau hat solche Bekenntnisse oft machen müssen. Er kennt den Schmerz, kennt seine verschiedenen Äußerungen. Diese mit sichtbarer Willenskraft in sich zurückgedämmte Angst eines jungen Mädchens, das er höchstens auf den Anfang der Zwanziger schätzt, ergreift ihn.

„Unmöglich!" wiederholt er mit bitterem Lächeln. Wäre es doch so und irrte ich. Wie gern täte ich es!"

„Und was?"

„Ich kann Ihnen vorläufig nichts über den Befund mit teilen, Ihnen auch kein zuverlässiges Bild der Krankheit geben. Ich muß jetzt eine Reise antreten, die ich auf ungefähr vierzehn Tage schätze. Aber auf der Rückfahrt werde ich vorsprechen, werde noch einmal auf das genaueste untersuchen. Und den Himmel bitten, daß ich geirrt hätte."

„Und welche Verhaltungsmaßregeln ordnen Sie an? Was soll ich tun, wenn ich den Vater pflegen will?"

„Ihn vor jedem Zuviel bewahren. Sowohl bei seiner Arbeit, die ganz ihm zu nehmen bedenklich wäre, die er aber höchstens ein bis zwei Stunden am Tage ausüben darf. Dann vor allem in seiner Sorge und steten Ängstlichkeit um seine Frau, die Gift für seinen kranken Körper geworden ist."

„Es wird schwer sein."

„Sie haben einen festen Willen. Ich sah es Ihnen auf den ersten Blick an. Sie werden auch dies durchsetzen."

„Und wie? Ich meine: Wie soll ich es ihm beibringen?"

Jetzt zum ersten Mal ringt sie die Hände, die solange lässig in ihrem Schoß gelegen haben.

„Das ist natürlich das Schwierigste von allem. Das kann ich nur Ihrer jungen Tapferkeit und Weisheit überlassen. Ihrer Mutter, denke ich, sagen Sie es zunächst. Aber auch ihr erst, wenn sie aufgestanden, hier bei Ihnen unten ist und sich ein wenig erholt hat."

„Das möchte ich nicht. Auch dann nicht. Sie ist von großer Empfindsamkeit und würde mir unter den Händen zusammenbrechen."

„Das fürchte ich nicht. Vielleicht wird es sogar heilsam für sie sein, daß sie sich nicht unaufhörlich mit sich und ihrem Leiden beschäftigen, sondern für einen anderen fürchten und sorgen muß. Diese beiden Zettel, auf die ich einige Rezepte geschrieben, bitte ich, gleich zur Apotheke zu schicken. Sie sind wichtig für die zweite Untersuchung, die ich bei meiner Rückkehr vornehme. Und nun leben Sie wohl! Mein Flugzeug geht in einer halben Stunde!"

Ein warmer Blick aus den dicken Brillengläsern, ein mitfühlender Händedruck. Ina ist allein.

Jetzt endlich kann sie sich gehen lassen, ihrem Schmerz den ersehnten Lauf lassen.

Sie hat ihren Vater immer geliebt. Vielleicht nicht genug. Vielleicht auch nicht in der rechten Weise. Jedenfalls hat sie es ihm nie gezeigt. Und er hat es entbehrt. Sie weiß es. Aber wer kann gegen sich selber an? In dieser Stunde ist ihr klar, wie viel er ihr ist, wie sein anspruchsloses und doch so ganz und gar männliches Wesen, sein selbstloses aufopferndes Tun ihr Herz gewonnen hat.

Und nun vor ihn treten! Ihm sagen, daß . . .!

Es geht über ihre Kraft. Von jeher gewohnt, sich ganz auf sich selbst zu stellen, alles, was sie beschäftigte und bewegte, mit sich selbst abzutun, weiß sie, daß sie auch diesmal nur aus sich zu handeln hat, fühlt sie zugleich ihre Schwäche und ihr grenzenloses Alleinsein.

Von draußen vernimmt sie die Hupe des zurückkehrenden Wagens.

Ein Gedanke dämmert in ihr auf, wird Entschluß.

Sie läutet dem Mädchen: „Bringen Sie mir Hut und Mantel! Der Wagen soll auf mich warten."

Und zu dem Chauffeur: „Zu Pfarrer Wendland."

Sie stand in Pfarrer Wendlands schlichtem Arbeitszimmer, in demselben, in dem erst vor wenigen Tagen Anna Katharina seines Eintritts geharrt.

Auch sie mußte warten. Der Herr Pfarrer wäre vor einer Stunde zu einem Kranken gerufen, würde aber gewiß bald wieder zurück sein, hatte ihr die Haushälterin gesagt.

Da stand nun Ina, setzte sich auch bisweilen oder ging mit unhörbaren Schritten über den dicken Teppich, der den ganzen Fußboden deckte, und harrte in scheinbarer Gelassenheit, aber mit lautschlagendem Herzen des Mannes, zu dem sie zum ersten Mal in ihrem Leben ihre Zuflucht nahm, weil es wie eine Eingebung von unabweisbarer Gewalt über sie gekommen war, daß er der einzige war, der ihr in dieser Stunde raten und helfen konnte.

Zwar, als er nun kam und sie ihm gegenüber an dem Schreibtisch Platz genommen, hatte sie ein scheues Widerstreben zu bekämpfen, bevor sie ihre Seele vor ihm aufschloß.

Dann aber hatte sie ihm alles gesagt, mit anfangs stockender, bald aber sich befreiender und nun in schmerzlicher Erregung hinströmender Sprache.

Er hatte sie angehört, ohne ein Wort einzuwerfen. Auch jetzt verharrte er eine ganze Weile in tiefem Schweigen.

„Ich glaube es nicht", erwiderte er dann. „Nein, nie werde ich es glauben, daß Ihr Vater, den ich als das Bild der Kraft und frischen Tat kenne, ein schwerkranker Mann sein soll, dem man nur noch eine kurze Lebensfrist zuerkennt."

„Aber wenn es ein so berühmter Arzt . . ."

„So irrt er."

„Dasselbe habe ich ihm erwidert. Aber als er auf seiner Diagnose beharrte — ich wußte nicht, wie mir geschah. In meiner Not kam ich zu Ihnen. Ich habe ja keinen anderen Menschen."

Er hörte sie nicht. Als löste sich ein Geist von seiner körperlichen Hülle, wanderte von ihm fort in weite, fremde Gefilde, so in sich versunken stand er ihr gegenüber. Etwas Unbewegliches, Abwesendes war in ihm. Und doch fühlte sie sich ihm nahe wie nie zuvor.

„Er irrt", wiederholte er nach einer langen Pause, aber nicht, als wenn er zu ihr redete . . . ganz in sich hinein sagte er es, als suchte er eine Befreiung von den Mächten, die auf ihn einstürmten.

„Viele haben geirrt, gerade, wenn sie es mit aller Bestimmtheit verkündeten. Denn wer hat des Menschen Leben in seiner Hand? Wer kann es zusprechen? Und wer es ihm absprechen? Einer nur kann es, der über allem Irren und Suchen steht, der werden und vergehen läßt, durch den alles geschieht, was da geschieht. Und bei dem kein Ding unmöglich ist."

Ina verstand wohl, was er gerade ihr damit sagen wollte, wußte auch, daß es ein Stück seines Selbst war, das sich in dieser Stunde aus ihm emporrang.

Aber sie wußte zugleich, daß sie ihm auf diesem Gebiete nicht folgen konnte, daß sie vor Toren stand, die seine Sehnsucht und sein Wille zu öffnen sich anschickten, die aber für sie verschlossen blieben.

Und wieder war das Trennende da und türmte sich zwischen sie . . . ganz hoch . . . unüberwindlich. Diesmal aber empfand sie es mit tiefem, innerem Schmerz.

Aber auch davon schien er nichts zu merken, schien sie überhaupt nicht mehr zu sehen.

Als hätte sein Geist die letzten Fesseln abgestreift, die ihn an diese Welt banden, und wäre zurückgekehrt zu den Elementen, denen er entstammte, so losgelöst von allem Irdischen, so völlig hingegeben einer Welt, die mit dieser nichts mehr gemein hatte, verharrte er.

„Ich werde für ihn beten."

Dann aber mit einer Entschlossenheit, aus der die wiedererwachte Wirklichkeit sprach: „Und Sie müssen mir dabei helfen."

Eine tiefe Niedergeschlagenheit war in ihrem Blick, der in gequälter Verlegenheit von ihm fort in die kühle Dämmerung des großen, selbst an einem Sommertag wie diesem kaum erhellten Zimmers irrte.

„Wie soll ich Ihnen helfen?"

„Indem Sie nicht mehr zweifeln und sich fürchten. Sondern glauben . . . fest und unerschütterlich glauben."

Da schüttelte sie den Kopf . . . traurig und doch mit ruhiger, klarer Entschiedenheit.

„Das kann ich nicht."

Sie sah den Schmerz, den sie ihm bereitete, und fühlte sich unsäglich arm und leer. Wer weiß was, hätte sie darum gegeben, ihr ablehnendes Wort, dessen Härte sie selber empfand, etwas zu mildern, ihm etwas Einlenkendes, irgendeine leise zustimmende Aufmunterung zu sagen — sie bekam sie nicht über die Lippen. Ihre Offenherzigkeit war zu groß — sie konnte es nicht.

„Und wenn die Rettung, wenn das Leben Ihres Vaters davon abhinge?"

Sie rang mit ihm, rang mit sich selber, suchte ihren Willen, die letzten in ihr ruhenden Kräfte aufzuraffen. Der Himmel wußte es, was sie für ihren Vater getan hätte, wenn sie die leiseste Möglichkeit einer Hilfe für ihn gesehen hätte — ihre Überzeugung konnte sie ihm nicht opfern. Es ging über ihr Vermögen.

„Auch dann kann ich es nicht."

Da wußte er, daß jedes weitere Wort vergeblich war, daß es sie nur quälen und verwirren würde.

„Gut, so will ich es allein tun. So mancher Kranke meiner Gemeinde verdankt seine Rettung meinem Gebet — warum sollte es mir hier nicht gelingen?"

(Fortsetzung folgt.)

Eine Schreckensnacht auf See.

Als Fahrgast unter vierhundert wild gewordenen Schlangen.

Von Friedrich Johannes Weber.

Wir saßen in einer Abendstunde zusammen und plauderten über besondere Lebenserfahrungen und Reisen, wobei manches Seltsame zutage kam. Jemand hatte die Frage aufgeworfen, welche Tiergattung in der afrikanischen Steppe wohl die gefährlichste sei. Der Haupterzähler des Abends war ein Major und Forschungsreisender.

Als ich das Schlangenthema aufrollte, verstummte der Erzähler plötzlich. Auf meine Frage bekannte er, etwas mit diesen Tieren erlebt zu haben, was sich in Worten kaum schildern lasse, so grauenhaft sei es gewesen.

Ich wollte — begann der Major — einmal etwas ganz Abenteuerliches erleben. Da kam mir eine Mitteilung über ein Schlangenschiff recht, das regelmäßige Transporte nach Zentralamerika ausführte, wo die Ladung zur Herstellung von Serum und zur Verwertung der Schlangenhäute abgenommen wurde. Schon am nächsten Tage begab ich mich nach New Orleans, wo gerade eine frische Sendung eingelaufen war und zur Weiterbeförderung bereitstand.

Mich beherrschte nur der eine Gedanke: Wie kommst du hier mit? Was da vor mir auf dem Wasser lag, war ein zehn Meter langer Kutter, der im allgemeinen keine Fahrgäste aufnahm. Mein Ansinnen, mitfahren zu wollen, wurde deshalb von dem Besitzer belächelt. Doch änderte sich seine Miene sogleich, als ich mich als weltgereister Afrikaforscher vorstellte, von der Steppe und meinen Erlebnissen mit Raubtieren aller Art, auch von solchen mit Schlangen sprach.

„Na", meinte der alte Seebär mit dem struppigen Kopf und der Pfeife im Munde, „wenn Sie so einer sind, dann machen Sie uns ja keine Scherereien, und da können wir Sie wohl mitnehmen. Gibt eine schöne Unterhaltung." Bei dieser einladenden Rede blinzelten seine Augen meiner gezückten Brieftasche zu. Er hatte sich natürlich schon den Reisetarif ausgeklügelt. Wir einigten uns auf die Hälfte.

„Um zehn Uhr", sagte er mit wichtiger Gebärde, müssen wir abfahren, so daß Sie noch fünf Stunden Zeit zu Besorgungen für Ihre Reise haben."

„Und wieviel Reptile bringen Sie gewöhnlich mit?"

„Heute habe ich nur 400 Stück bei mir. Es waren auch schon wesentlich mehr."

„Angenehme Reisegesellschaft!" scherzte ich. „Und wieviel Leute fahren mit?"

„Heute sind wir, da einer krank geworden ist, zwölf, darunter zwei Frauen."

„So bin ich also der dreizehnte?"

„Allerdings", meinte der alte Seebär recht trocken. „Sind Sie etwa abergläubisch? Das würde mich nicht wundern. Ich kenne die Steppe auch und habe dort gelernt, was Aberglauben heißt." —

Mit dem Glockenschlag zehn Uhr fuhren wir bei leicht bewegter See ab.

Zwischen den runden Transportkörben mit Schlangen und Taranteln mußte ich mich erst zurechtfinden. Ich dachte zuerst an manches, was ich mit Raubtieren erlebt. Bald beschäftigte sich Balston — so hieß der Schiffsbesitzer — mit mir, und ich muß sagen, wir hatten recht viele Berührungspunkte in unseren Erfahrungen und Ansichten.

Als wir eine Woche unterwegs waren, empfing uns an der Küste von Britisch-Honduras eine frische Brise. Das berührte mich nicht, der ich die Launen des großen Ozeans reichlich genossen hatte. Aber der Sturm brach schneller herein, als wir gedacht hatten. Der kaltblütige Alte traf mit wohltuender Sicherheit alle erforderlichen Maßnahmen. Unser Kutter tummelte sich auf den Wellen wie eine Streichholzschachtel. Bald begannen die Fluten über das Deck hereinzubrechen, so daß alle in das Innere flüchten mußten. Die Türen wurden geschlossen.

Der Sturm heulte immer mehr und bald so heftig, daß er das Zischen der Reptilien in ihren schlecht verstauten, heftig schlingernden Körben übertönte. Plötzlich löste sich der oberste der Körbe, stürzte herab und zerbarst, so daß die Schlangen hurtig herausglitten. Hintereinander folgten weitere Körbe und entleerten sich. In wenigen Minuten war der Boden des Kutters mit den Tieren bedeckt, unter denen sich auch ein Riesenexemplar von 4 Metern Länge befand. Selbst die kleineren hatten ihre neue Lage begriffen, machten sich selbständig und spielten vor unseren entsetzten Blicken förmlich Karussel vor Freude. Balston stand wie angenagelt in der Ecke und versuchte mit gepreßter Stimme uns klar zu machen, wie gefährlich es wäre, einen Laut von sich zu geben oder gar einen Abwehrkampf zu versuchen. Ein Matrose flüsterte Balston zu, er möge doch die Tür zum Deck öffnen, damit die Schlangen hinaus könnten. Es erwies sich als unmöglich, da die Wellenschläge dies nicht zuließen. Menschen und Schlangen wären wie Grashalme vom Deck gespült worden.

Die Stunden krochen im Schneckentempo dahin. Minuten wurden zu Jahren, und der Tod lauerte an jedem unserer Lager auf sein Opfer. Nur Balston verlor seine Ruhe nicht. Die einzige Hoffnung, die uns alle noch beseelte, war, daß die Schlangen nicht auf die Betten kamen. Auf mich aber schien es die Riesin abgesehen zu haben, die sich plötzlich emporreckte und mit furchtbarem Gezisch ihre stechenden Augen auf mich richtete. Da schrie ich, wie Balston mir später erzählte, so gellend auf, daß auch die übrigen Leute, die bis dahin ihre Ruhe krampfhaft bewahrt hatten, die Nerven verloren. In dieser Verzweiflung, im Zischen der Schlangen und im Getöse des Meeres glaubte selbst Balston, daß der Kutter diesmal zum Totenschiff bestimmt sei.

Aber die Schlangen kamen nicht auf die Betten, wohl deshalb nicht, weil sie infolge des Schaukelns und der Bedrängnis im Raum mit sich selbst ausreichend zu tun hatten. Im anbrechenden Morgen wurde die See wieder ruhiger. Doch das half uns nichts. Wir mußten den ganzen nächsten Tag in der Verbannung verleben, und erst zu Beginn der zweiten Nacht konnte Balston die Tür öffnen. Irgendwelche Überlegungen gab es nun für keinen mehr. So unglaublich es auch klingen mag, aber es ist Wahrheit, daß Menschen und Schlangen nebeneinander in rasender Flucht, als stehe das Innere des Schiffes in hellen Flammen, auf das Deck eilten.

Während sich nun der unvermeidlich gewordene Kampf vorbereitete, kam ein neues, unerwartetes Entsetzen über uns. Am Ende des Kutters schrie eine von Schlangen umringte Frau auf, als hätte die größte sie bereits umschlungen. Alle griffen nach Harken, Stöcken und Latten und liefen unter Führung Balstons zu der Ärmsten. Ohnmächtig und aus mehreren Wunden blutend wurde sie in das Innere des Kutters getragen. Wir schlugen sodann mit Todesverachtung auf die Bestien ein und waren im besten Zuge, an Balstons „Großreinemachen", wie er sich ausdrückte, teilzunehmen.

Endlich gelang es uns, die noch überlebenden Schlangen in ihre Körbe zurückzudrängen.

In diesen aufregenden Stunden fand niemand von uns Zeit, sich um die Verwundete zu kümmern, die unser Heilgehilfe inzwischen verbunden hatte. Als wir zu ihr gingen, blickten wir in das bleiche Antlitz einer Toten . . .

Im Schein eines herrlichen Morgenrotes wickelten wir die Tote in Linnen und bahrten sie auf dem Deck auf. Mit keinem Zweig und mit keiner Blume konnten wir sie schmücken. In feierlicher Stille umstanden wir sie im Gebet. Balston sprach unter sichtlicher Bewegung noch einige Worte des Dankes für die Pflichttreue der Verschiedenen. Eine einsame Träne rann über sein tiefgefurchtes Gesicht. Er war plötzlich ein anderer geworden. Man fühlte, wie schwer ihn dieses Scheiden traf und daß er an ihr mehr als nur eine Mitarbeiterin verlor. Als wir die Leiche ins Meer versenkten, saß der Alte zusammengekauert auf der Bank und verhüllte mit beiden Händen sein Antlitz.

Die größte Tierfalle der Welt.

Ein Schlammpfuhl als Konservator.

Aus einem sumpfartigen Loch schwarzen, teerigen Schlamms unweit von Los Angeles haben Gelehrte die Knochen eines seltsamen Tieres ausgegraben, das in vorgeschichtlicher Zeit auf dem nordamerikanischen Kontinent gelebt hat. Die „schwarze Falle" fängt noch heute ahnungslose Säugetiere und Vögel, um sie ihrer versunkenen Sammlung von Schädeln, Zähnen und Wirbeln einzureihen. Diese natürliche Falle, die sich vor Jahrtausenden gebildet hatte, besteht aus einem breiten Pfuhl mit einer klebrigen, zähen Flüssigkeit, die aus einer unbekannten unterirdischen Quelle stammt. Wenn auch die äußeren Ränder erhärtet sind, bleibt doch die Mitte weich. Bei trockenem Wetter sammelt sich Sand und Erde an, die den teerigen Sumpf überdecken. In der Regenzeit verbirgt das Wasser den gefährlichen Morast und läßt ihn harmlos wie einen ländlichen Teich erscheinen. Hühner, Katzen, Hunde und Eichhörnchen verirren sich, wie ihre Vorfahren durch die Jahrhunderte, in das Loch. Da gibt es kein Klirren, kein Einschnappen eines mächtigen Stahlbandes, wie bei einer mechanischen Falle, aber plötzlich fühlt sich das erschrockene Opfer festgehalten wie ein Insekt auf einem Blatt Fliegenpapier. Sein verzweifelter Kampf ist nutzlos, allmählich sinkt es in die Tiefe der zähen Masse.

Wenn auch die Ausgrabungen fortgesetzt werden, so sind doch in den letzten 30 Jahren mehr als 3 000 000 Knochen ausgegraben worden — der beste Beweis, wieviel tierisches Leben die tödliche Falle gefordert haben muß. Zum Glück für die Wissenschaft ist der teerische Schlamm ein ideales Mittel zur Erhaltung von Knochen. Selbst die winzigen Ohrknöchelchen der Tiere, die bei anderen Ausgrabungen selten gefunden werden, hat man hier in großer Anzahl ausgegraben. Aus den Knochen haben die Gelehrten die Skelette von Tieren wiederhergestellt, von denen manche Jahrhunderte vor Erscheinen des Menschen auf der Erde umherstreiften. Katzen, die fünfviertel Meter hoch waren, gigantische Bären, Mammuts, größer als unsere heutigen Elefanten, Wölfe von einer heute ausgestorbenen Art und gewaltige, mit riesigen Schwingen versehene Vögel wie Kondore, die größten heute lebenden Vögel der Welt. Einige Knochen wissen seltsame Geschichten zu erzählen.

Dr. John Merriam, der Präsident des Carnegie-Instituts in Washington, entdeckte den Schädel eines alten Tigers dessen lange, säbelartige Fangzähne in irgend einem tödlichen Gefecht abgebrochen waren. Die Stümpfe der gebrochenen Zähne waren stumpf und abgenutzt und zeigten, daß das Tier sie noch benutzte, lange nachdem sie als Angriffswaffe nutzlos geworden waren. Da er nicht mehr länger fähig war, seine Beute unter kraftvollem Schütteln seines gewaltigen Kopfes zu erledigen, wechselte der Tiger seine Jagdgewohnheiten und die Natur seiner Nahrung. Dies war vermutlich der Grund, der den alten Kämpfer in die Falle führte, die er für so viele Jahre gemieden hatte. Von irgend einem hilflosen Tier angelockt, das sich im Schlamm verfangen hatte, kam das große Tier dem Rande zu nahe und teilte mit seiner Beute den Tod.

Wegen des warmen Klimas sind Körpergewebe nicht, wie in der Arktis, erhalten, wo der Körper eines alten Mammuts kürzlich so vollkommen eingefroren gefunden wurde, daß das Fleisch hätte gegessen werden können.

Die große kalifornische Falle hat eine fast vollständige Darstellung des Lebens aus den Zeiten bewahrt, als sich der teerige Sumpf bildete. Durch sorgfältige Ausgrabungen bringen die wissenschaftlichen Arbeiter die Skelette zum Vorschein, stellen sie zusammen und zeigen sie in den Museen, um einen lebendigen Bericht des Tierlebens zu geben, das die vorgeschichtliche Welt bewohnte, bevor der Mensch in Erscheinung trat.



Rätsel-Ecke



Besuchskarten-Rätsel.

Erich Hermann Ude
Dresden-N.

Aus den Buchstaben dieser Karte soll der Beruf des Betreffenden in seiner Benennung zusammengestellt werden. (Der Beruf ist ein solcher, der von vielen Männern im Hause ausgeübt wird.)

*

Ergänzungs-Aufgabe.

Nachstehende 11 Wortfragmente sind zu bekannten Wörtern zu ergänzen, indem man ihnen je einen Anfangs- und Endbuchstaben anfügt. Bei richtiger Lösung ergeben dann die Anfangs- und Endbuchstaben der ergänzten Wörter, erstere von oben nach unten, letztere von unten nach oben gelesen, ein Sprichwort. Die Fragmente lauten:

—ei—, —li—, —go—, —ar—, —ch—
—eh—, —be—, —bt—, —er—,
—br—, —te—.

*

Wie heißt der Spruch?

Mach' Haus dein zum Herz dir
Gast dein du eig'ner wo
Gehst und freundlich aus ein
Wohl was du hast wissend
Verlern' dabei nicht auch
Haus lachen zu diesem in
Welt vielerlei kann die
Nur glücklich selten machen.

Dieser Spruch von Otto Promber ist umzustellen. Jede Zeile hat die nötigen Wörter, die nur in eine andere Reihenfolge gebracht werden müssen. Das Anfangswort (Mach') und das Schlußwort (machen) sind an ihrer richtigen Stelle geblieben.

*

Rätsel.

Ins Wirtshaus bin ich eingekehrt,
Dort setzt' ich mich auf eine Bank,
Hab's wohlgemut mit E verzehrt
Und froh mit B geschlürft als Trank.

Auflösung der Rätsel aus Nr. 53

Rösselsprung:

Heute hast du nur Wolken geseh'n
Innen und außen? — Verdüst're nicht!
Könntest du über den Wolken steh'n,
Sähest du nichts als Himmel und Licht!
Sorgen sind Wolken, die weitergeh'n.
Jeder Tag hat ein neues Gesicht.

Otto Promber.

*

Diamant-Rätsel:

```
      m
    g a s
  w a l z e
m a l e r e i
  g e r d a
    h e u
      i
```

Verantwortlicher Redakteur: i. V.: Arno Ströse; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann, T. z o. p., beide in Bromberg.